

(Nachdruck verboten.)

10]

## Die Huerta.

Roman von B. Masco Zbaneg.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Als Batiste sich Copas Schenke näherte, verlangsamte er seinen Schritt. Er wollte sehen, ob man es wagen würde, sich in seiner Gegenwart über ihn lustig zu machen. Seltsamerweise dachte er sogar zum erstenmal daran, in die Schenke hinein zu gehen, um dort Auge in Auge mit seinen Feinden ein Glas Wein zu trinken; doch die beiden Lire Strafe drückten ihm zu schwer aufs Herz, und er bereute seine Absicht. Dieses verdammte Geld! Eine solche Strafe verschlang das Schutzwert für seine Kinder, für das Tereja gespart hatte.

Als er an Copas Schenke vorüberging, versteckte sich Pimento unter dem Vorwand, seinen Krug zu füllen, während die Kameraden des Feiglings so taten, als ob sie Batiste nicht sahen.

Seine entschlossene Miene imponierte und flößte seinen Feinden Respekt ein. Doch dieser Triumph stimmte ihn nur traurig. Wie diese Leute ihn haßten! Die ganze Huerta erhob sich düster und drohend zu jeder Stunde gegen ihn. Das war kein Leben. Selbst am Tage verließ er sein Gehöft so wenig wie möglich und sah sich genötigt, jeden Verkehr mit seinen Nachbarn einzustellen. Er hatte keine Furcht vor ihnen, nein; doch als kluger Mann wollte er Sireitigkeiten aus dem Wege gehen. Nachts schlief er nur mit einem Auge; beim geringsten Geheul seines Hundes sprang er aus dem Bett und stürzte, das Gewehr in der Faust, aus dem Hause; mehr als einmal glaubte er schwarze Gestalten zu sehen, die über die Steige hinhuschten. Er fürchtete für seine Ernte, für dieses Getreide, das die Hoffnung seiner Familie bildete, und dessen Wachstum alle Bewohner der Hütte mit gierigen Blicken betrachteten. Er kannte die Drohung Pimentos, der, von der ganzen Huerta unterstützt, geschworen hatte, dieser Weizen würde nicht von dem geerntet werden, der ihn gesät hatte. Er vergaß fast seine Kinder und dachte nur an seine Acker, an diese grüne Woge, die in der strahlenden Sonne immer größer und größer wurde und sich in gelbe Säufen Korn verwandelte.

Der schweigsame und dumpfe Haß verfolgte ihn Schritt für Schritt auf dem ganzen Wege. Die Frauen trafen zur Seite und kniffen die Rippen zusammen, ohne ihm guten Tag zu sagen, wie es auf dem Lande üblich ist; die Männer, die auf den Feldern am Begrande arbeiteten, riefen sich grobe Schimpfworte zu, die sie so in indirekter Weise Batiste zuschleuderten; die Kleinen Kinder riefen aus der Ferne „Spit-hube“, ohne zu sagen, wem die Beleidigung galt, als ob sie überhaupt nur auf den verhassten Eindringling hätte passen können. Ach, wenn er nicht diese Riesensäuste, diese ungeheuren Schultern, diese wenig beruhigenden Bewegungen besaß, wie schnell hätte die Huerta mit ihm abgerechnet! Doch jeder wartete darauf, sein Nachbar sollte sich zuerst hervorwagen, und so begnügte man sich damit, ihm seinen Haß aus der Entfernung zu bezeugen.

Trotz der Traurigkeit, die diese allgemeine Abneigung in ihm hervorrief, empfand Batiste eine gewisse Gemüthung. Während er sich seiner Wohnung näherte, bemerkte er, als er schon das Geheul seines Hundes vernahm, der ihn erkannt hatte, einen kräftigen jungen Burschen, der, die Senfe zwischen den Beinen, am Begrande saß; neben sich hatte er ein Reisigbündel liegen. Als er den Bauer erblickte, erhob er sich und sagte:

„Guten Tag, Señor Batiste!“

Dieser Gruß, die zitternde Stimme des schüchternen Burschen machte einen angenehmen Eindruck auf ihn. Die Freundschaft dieses Jünglings war nur wenig, und doch wirkte sie auf ihn wie das frische Wasser auf den Kranken, den das Fieber verbrennt. Er betrachtete mit sympathischen Blicken diese großen blauen Augen, dieses lächelnde Gesicht, das ein blonder Flaum bedeckte, und suchte in seiner Erinnerung, wer dieser junge Mann wohl sein könnte. Endlich befann er sich, daß es der Enkel des Vaters Lomba war, des fast blinden Schäfers, den die ganze Huerta verehrte: ein

braver Junge, der Knecht bei dem nämlichen Schächter von Alboraya war, dessen Herde der Alte hütete.

„Danke, Kleiner danke!“ murmelte er, erfreut durch diesen Gruß.

Dann setzte er seinen Weg fort, und bald hieß ihn sein Hund willkommen, der bellend vor ihm hersprang oder sich an seinen Beinen rieb.

Während er auf das Haus zuing, betrachtete er seine Acker, und bald strömte ihm die ganze Wut, die er in Gegenwart des Gerichtshofes unterdrückt hatte, wie eine wütende Woge zum Hirn. Sein Getreide dürrte. Was ihm fehlte, war das Wasser, das Pimento ihm mit seinen unehrlichen Schlichen gestohlen, denn vor zwei Wochen kam die Reihe jetzt nicht mehr an ihn, da das Wasser in dieser Gegend rar war. Und zum Uebermaß des Unglücks kam noch diese ganze verdammte Menge von Liren und Sesseln, zu denen er verurteilt war. . . . „Christo!“

Tereja stand, von ihren Kleinen umgeben, vor der Thür der Hütte und wartete ungeduldig auf ihn, weil er sich bereits zum Essen verspätet hatte.

Er aß ohne Appetit und erzählte seiner Frau, was sich abgespielt hatte.

Tereja hörte ihm bleich, mit der Aufregung der Bäuerin, zu, die Herzschmerzen bekommt, wenn sie die Schleife des Strumpfes lockern muß, in dem sie ihr Geld aufbewahrt. „Heilige Jungfrau! Man hatte also beschlossen, sie zu Grunde zu richten! Wie entsetzlich, gerade als man sich zu Tisch setzen wollte!“ Und sie ließ den Löffel in die Reispfanne fallen und weinte heiße Tränen. Dann erröthete sie in plötzlichem Zorn, betrachtete den Winkel der Ebene, mit seinen weißen Häuschen, mit seiner grünen Getreideflut, den man durch die Türöffnung bemerkte, und rief, die Arme ausstreckend:

„Schurken! Schurken!“

Ueber die zornige Miene des Vaters erschrocken und über das Geschrei der Mutter verwundert, konnte die kleine Gesellschaft sich nicht zum Essen entschließen. Sie sahen sich verdutzt und bestürzt an, steckten, um doch etwas zu tun, den Finger in die Nase, und schließlich begannen alle, nach dem Beispiel der Mutter, in ihren Reis zu weinen.

Von diesem Geulchor nervös gemacht, erhob sich Batiste wütend, warf fast mit einem Fußtritt den Kleinen Tisch um und stürzte aus dem Hause. War das ein Abend! Der Acker seines Getreides und die schreckliche Strafe waren gleichsam zwei wilde Hunde, die sich an ihn hingen. Wenn der eine, des Weizens müde, losließ, kam der andere herangeschossen und bohrte ihm seine Zähne ins Fleisch.

Er versuchte, sich zu zerstreuen und bei der Arbeit seine Sorgen zu vergessen. So machte er sich denn mit all seiner Energie an ein schon angenehmes Werk, das Dach des Schweinekobens, den er im Hühnerhofe erbauen wollte. Doch die Arbeit machte keine Fortschritte. Er erslückte zwischen den Lehmwänden; er mußte sein Feld sehen, wie Leute, die ihr Unglück deutlich vor Augen sehen müssen, um sich so recht in den Schmerz zu versenken. Nun verließ er, die Hände noch voller Mörtel, den Bau und stellte sich vor sein schon halb verwelktes Getreidefeld.

Am Rande des Weges, in einer Entfernung von wenigen Metern, wälzte der Kanal seine roten Wasser dahin. Dieses belebende Blut der Huerta zog in die Ferne, zu anderen Feldern, deren Pächter glücklicherweise nicht gehäht wurden. Da stand nun sein armes Getreide, verschmachtet sein grünes Haar zusammenrollend, als wolle es dem Wasser ein Zeichen geben, es möge kommen und ihm seine frische Liebling bringen.

Batiste hatte das Gefühl, als schein die Sonne stärker als an anderen Tagen. Das Gestirn versank am Horizont, und doch bildete sich der Mann ein, die Strahlen schossen hernieder und verbrannten alles. Die Sonne spaltete krumme Risse und riß tausend Mäuler auf, die vergeblich auf einen Schluck Wasser warteten. Das Getreide sollte bis zur nächsten Bewässerung einen solchen Durst ertragen können? Christo! Es würde sterben, vertrocknen, die Familie würde kein Brot haben, und außer diesem Elend mußte er auch noch die Strafe zahlen. Und da wundert man sich, wenn die Menschen schlecht werden!

Während ging er an der Grenze seines Feldes auf und nieder. „Ach, Pimento, Verbrecher, wenn nur die Feldhüter nicht wären. . .“ Und wie die Schiffbrüchigen, die vor Hunger und Durst umkommen, in ihrem Wahn ungeheure Tafeln, zum festlichen Mahle hergerichtet, und klare, sprudelnde Quellen erblickten, so sah auch er mit seinen trübigen Augen große Getreidefelder mit grünen, geraden Aehren. Er sah, wie das Wasser in großen Wellen über die Böschungen stürzte und sich mit leuchtendem Nieseln verbreitete; die Erde schien förmlich fröhlich zu lachen, wenn sie gesättigt die angenehme Liebkosung des Wassers verspürte.

Als die Sonne verschwand, empfand Vastice eine Art Erleichterung, als erlösche das Gestirn für immer, und als wäre seine Ernte gerettet. Nun entfernte er sich von seinen Aedern und wanderte mit leichten Schritten bis zu Copas Wirtshaus. Wenn die Gendarmen auch nicht abgeschafft waren, so dachte er doch mit einem gewissen Wohlgefallen an die Möglichkeit, Pimento zu begegnen, der sich stets in der Nähe der Schenke aufhielt.

Die Guerta schimmerte in bläulichem Licht. Am Horizont auf den düsteren Bergen färbten sich die Wolken mit dem Glanze eines fernen Brandes; auf der Seite des Meeres zitterten die ersten Sterne an dem unendlichen Azur; die Gunde heulten traurig, und der eintönige Gesang der Frösche und Grillen verschmolz mit dem Knirschen unsichtbarer Wagen, die über alle Straßen der ungeheueren Ebene dahinzogen.

An den Begründern wandernd, näherten sich ihm die raschen Scharen der Mädchen, die, den Korb am Arm, mit hauchigen Köcken, aus den Fabriken von Valencia nach Hause kamen.

Er sah seine Tochter, abgesondert von allen anderen, wie sie mit müdem Schritt einherging. Dabei war sie aber nicht allein. Er glaubte zu bemerken, daß sie mit einem Mann plauderte, der dieselbe Richtung verfolgte, obwohl er ein bißchen von ihr getrennt blieb, wie es die Verlobten der Guerta stets tun, weil die allzu große Nähe ihnen ein Zeichen der Sünde dünkt.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Unsterblichkeitsglaube.

Von J. Stern.

Wiewohl Diskussionen über religiöse Glaubenslehren dem modernen Geschmac nicht mehr recht zuzagen — mit gutem Grund: die Argumente für und wider sind sattfam bekannt, die Scheidung der Geister hat sich so ziemlich vollzogen und die Erfahrung hat gelehrt, daß die Meinung weit mehr als die Logik in solchen Dingen entscheidend ist — so dürfte doch eine historische Behandlung des Unsterblichkeitsglaubens von Interesse sein.

Der Unglaube an die Unsterblichkeit der Seele gehört wie der Atheismus zu den Anschauungen, die in der Regel auf recht niedriger oder auch recht hoher Zivilisationsstufe verbreitet sind. Der naive Naturmensch verfällt noch gar nicht auf die Meinung, daß ein Toter resp. ein unsichtbarer Teil des Toten weiter lebt, und der Freigeist belächelt alle Syllogismen der Unsterblichkeitslehre als Trugschlüsse. Doch scheint der Glaube schon frühzeitig in der Periode der Barbarei aufgetaucht zu sein, da der Ahnentultus noch jetzt bei sehr rückständigen Völkern und Stämmen angetroffen wird.

Vermutlich gaben den ersten Anstoß dazu Traumgesichte, in denen Verflorbene den Träumenden wie lebend erschienen sind, redend und handelnd. Traf es sich gar, daß in solchen Träumen der Verflorbene ein Ereignis prophezeite, das zufällig eintraf, so erhärtete das den Glauben an die Realität der Erscheinung. Aus dem primitiven Glauben entwickelte sich sodann ein Totenkultus, der namentlich in Ägypten am stärksten ausgebildet war; ferner die Annahme eines Schattenreichs als Aufenthalt der Seelen, verbunden mit dem Glauben an jenseitige Belohnung und Bestrafung, Seligkeit und Verdammnis; sodann die Auffassung der Bestattung als Liebesdienst, der den Toten erweisen wird; und endlich die Nekromantie. Diese, die Bestattung der Toten, um allerlei Geheimnisse von ihnen zu erfahren, auf Priester- und Magiertrug beruhend, indem man mittels der Rauchkrederei eine Stimme aus dem Grabe vermeintlich ertönen ließ (wie in der Erzählung im Buche Samuelis, Kapitel 28, von der Geze von Endor), trug nicht wenig zur Befestigung des Unsterblichkeitsglaubens bei.

Die Vermutung, daß Träume zum Unsterblichkeitsglauben führten, wird durch die Stelle im 23. Gesang der „Ilias“ bestätigt, wonach der gefallene Patroklos seinem Freunde Achilleus erschienen war, und dieser dann ausrief:

„Götter, so ist dem fürwahr auch noch in Aides Wohnung Seele und Schattengebild, doch ganz der Bestimmung entbehrt sie! Diese Nacht ja stand des jammervollen Patroklos Seele bei mir am Lager, die klagende, herzlich betrübte, Und sie gebot mir manches und gleich zum Erstaunen ihm selber.“

Die Stelle zeigt auch, daß die Alten das Fortleben der Seele nicht als ein höheres, vollkommeneres, sondern als ein vermindertes Dasein sich dachten. Noch deutlicher ist das aus dem 11. Gesang der „Odyssee“ zu ersehen, wo Odysseus seine Fahrt in die Unterwelt berichtet.

„Durchbebt von inniger Sehnsucht

Bollt' ich umarmen die Seele der abgeschiedenen Mutter, Dreimal strebt ich hinan, voll heißer Begier der Umarmung, Dreimal hinweg aus den Händen, wie nichtiger Schatten und Traumbild

Flog sie, und heftiger ward in meinem Herzen die Behmut.“

Nach dem Grund befragt, ertwidert der Geist der Mutter: „Also will's der Gebrauch der Sterblichen, wann sie verblüht sind. Denn nicht mehr wird Fleisch und Gebein durch Sehnen verbunden,

Sondern die große Gewalt der brennenden Flamme verzehrt dies Alles, sobald aus dem weißen Gebein das Leben hinwegfloh, Aber die Seele verfliegt wie ein lustiger Traum und entschwebet.“

Umgekehrt im christlichen Glauben. So lang sie in den Körper gebannt ist, haften der Seele auch die körperlichen Schwächen an, die physischen und moralischen; erst wenn sie der leiblichen Fessel ledig, kann sie ihre edleren Qualitäten ungehemmt entfalten und als reiner Geist eines gesteigerten Daseins teilhaftig sein.

Diese Auffassung stammt wohl — wie manches andere im Christentum — aus der griechischen Philosophie des Platon, der in seinem „Phädon“, der Schrift, die eigens dem Erweis der Unsterblichkeit dienen soll, den Körper als eine Fessel der Seele bezeichnet (was schon früher von den Pythagoräern gelehrt ward), ein Hindernis ihrer Tätigkeit; nur durch ihre Befreiung vom Leibe gelangt sie zu ihrer wahren Existenz. Platons großer Antipode dagegen, Aristoteles, erklärt, die Seele ohne Leib kann nicht existieren und so wenig gedacht werden, als ein Sehen ohne Sehe. Merkwürdigerweise kennt die Religion der Hebräer in der klassisch-biblischen Periode eine Fortdauer nach christlicher Auffassung mit einem Gottesgericht nicht. Wohl ist stellenweise von dem Aufenthalt der Abgeschiedenen in der Unterwelt (sheol) die Rede, doch auch wenn das mehr bedeuten sollte als eine dichterische Schilderung des Grabes, so ist jenes Fortleben doch nur im homerischen Sinne gedacht, als Dasein in herabgestimmter Potenz, als dumpfes Hinbrüten in traumartiger Halbschlummereexistenz. Erst in einer der spätesten Schriften des alten Testaments, dem sogenannten „Prediger Salomo“, einer philosophischen Studie, wird der Unsterblichkeitsglaube erwähnt, aber nur um ihm skeptisch entgegenzutreten: „Es gehet dem Menschen wie dem Vieh, wie dies stirbt, so stirbt er auch und haben allerlei einerlei Odem und der Mensch hat nichts mehr als das Vieh. Es fährt alles an Einen Ort, es ist alles von Staub gemacht und wird wieder zu Staub. Wer weiß, ob der Odem des Menschen aufwärts fahre und der Odem des Viehes unterwärts unter die Erde fahre.“ (3. Kap. 19—21.) Zwar versichert der Schluß des Buches, daß nur der Staub zur Erde kommt, der Geist aber „zu Gott zurückkehrt, der ihn gegeben hat“, doch abgesehen davon, daß der ganze Schluß dieses Buches offenbar späteres Anhängsel ist, um die legerischen Aeußerungen des Verfassers als flüchtige Gedankenblafen erscheinen zu lassen, so ist damit keineswegs eine selbständige Fortdauer ausgedrückt, sondern das Aufgehen der Seele in die göttliche Weltseele.

Sogar in der älteren talmudischen Periode konnte im Judentum der Unsterblichkeitsglaube noch nicht anerkannt gewesen sein, da in der „Mischnah“ (dem älteren Teil des Talmuds) ein so großes Gewicht auf die einstige Auferstehung der Toten und das damit verbundene jüngste Gericht gelegt wird, von der Fortdauer der Seele nach dem Tode aber erst in der „Gemara“, der jüngeren Partie des Talmud, ausdrücklich die Rede ist.

Eine eigentümliche Auffassung der Unsterblichkeitslehre vertritt Maimonides (1135—1204), der gefeierte Gesetzeslehrer und Religionsphilosoph des jüdischen Mittelalters, der biblische und aristotelische Ideen miteinander verknüpfte. An sich sei die Seele nicht unsterblich, aber sie besitze die Fähigkeit, unsterblich zu werden dadurch, daß sie sich vom Göttlichen durchdringen läßt und sich sittlich veredelt, womit sie sich von den Banden der Leiblichkeit befreit und sich derart hinaufkläutert, daß sie mit dem Absterben des Leibes gar nicht vergehen kann, sondern in das Lichtreich der Geisterwelt eintritt. — Anklänge an diese Auffassung finden sich übrigens schon in Platons „Timäus“.

Im Christentum wie im Judentum allmählich zum Dogma erstarrt und neben dem Gottglauben zum wichtigsten Glaubensfundament gestempelt, dabei mächtig unterföhrt von dem Entsetzen der Menschen vor dem Gedanken der Vernichtung, wurde der Unsterblichkeitsglaube erst von der neueren Philosophie vor das Forum der Kritik gezogen und in der Aufklärungsperiode in weiteren Kreisen erschüttert, am stärksten durch den französischen Materialismus, der mit dem lieben Gott auch ihn über die Klänge springen ließ. Daher suchte ihm der Champion jüdischer Aufklärung und Lessings Freund Moses Mendels-

sohn mit seinem berühmten „Phädon“ zu Hilfe zu kommen, eine Schrift, die mit der genannten Platos nur Titel und Dialogform gemein hat und deren Stil ebenso schön wie deren Argumentation durchweg brüchig ist, aber dennoch eine Art weltliches Evangelium für alle Juden und Christen wurde, denen der Gedanke, mit dem Tod das süße Dasein zu verlieren und der Vernichtung anheimzufallen, unerträglich war, oder die den Zusammenbruch der Religion und Kirche fürchteten und deshalb die argumenta homiletika (Kanzelbeweise, die nichts beweisen) des Philosophasters für schlüssige Beweise hinnahmen; während Goethe und Schiller das Buch mit heiterer Ironie in der Kenia kennzeichneten:

Moses Mendelssohn.

Ja! Du siehst mich unsterblich! — Das hast du uns ja in dem Phädon

Längst bewiesen. — Mein Freund, freue dich, daß du es siehst!

Um dieselbe Zeit schrieb der Königsberger Philosoph Kant sein Hauptwerk, worin er mit dem Hammer der reinen Vernunft alle Beweise für die Unsterblichkeit der Seele zertrümmerte, um ihr freilich später mit dem der praktischen Vernunft einen Scheinbeweis zusammenzuschweißen. Denn Kants praktische Vernunft ist nichts anderes als die Galvanisierung von Leichnamen. Es gibt eben keine Vernunft mit doppeltem Boden, und wenn eine Theorie logisch unhaltbar ist, so wird sie darum nicht wahr, weil sie einem praktischen Bedürfnis entspricht resp. entsprechen soll. Und eben hierauf laufen ja die Wiederbelebungsversuche der in der „Kritik der reinen Vernunft“ totgeschlagenen Beweise für das Dasein eines persönlichen Gottes, die Unsterblichkeit und die Willensfreiheit hinaus.

Als notwendige Basis der Moral postuliert Kant wunderlicherweise den Unsterblichkeitsglauben, während eine gesunde Moral desselben durchaus nicht bedarf, was lange vor Kant philosophisch dargetan und durch die Erfahrung im Jahrtausenden bestätigt wird.

Dagegen entsteht allerdings im vulgären Empfinden eine schmerzliche Lücke durch die Vorstellung, daß „mit dem Tode alles aus“ sein soll. Denker und Dichter waren daher zu verschiedenen Zeiten bemüht, den Anlustaffekt zu beschwichtigen, den die tief im Menschengemüt wurzelnde Abneigung, in den Zustand des Nichtseins zu sinken, erzeugt. Eines der geschicktesten Worte stammt von dem freigeistigen Philosophen Griechenlands Epikur: „Es gibt eigentlich keinen Tod, denn sind wir, so ist der Tod nicht, und ist der Tod, so sind wir nicht.“ Ein neuerer Poet aber, Müldert, läßt seine sterbende Blume sprechen:

„Heil, o Frühling, deinem Schein!  
Morgengluft, heil deinem Begeh!  
Ohne Kummer schlaf ich ein,  
Ohne Hoffnung, aufzustehn.“

und ähnlich Hermann Rollett:

„Der starke Geist blüht heiter drein,  
Bedenkt er, daß auf ewig  
Zerrinnend wie der Woge Schaum  
Wir alle gehn vorüber.“

Das beste Rezept gegen den Affekt der Vernichtungsscheu ist in dem Schillerschen Distichon enthalten:

„Vor dem Tode erschrickst du? Du wünschst, unsterblich  
zu leben?  
Leb' im Ganzen, wenn du lange dahin bist, es bleibt.“

Ober wie ein neuerer singt:

„Nur das Ich verweilt; unsterblich fühlt sich, wer wie der Planet  
Sich mit seinem Wollen, Können, um die Sonne Menschheit dreht.“

Das ist kein Blendwerk poetischer Phrase, sondern psychologisch wohl begründet. Die Idee der Fortdauer der Menschheit und ihrer stetigen Entwicklung zu höherer Vollkommenheit stumpft den Stachel des individuellen Untergangs vollständig ab bei denen, die ihr Selbst von ihrem Selbst erweitert haben, und entflammt naturgemäß ihr Streben, nach Kräften mitzuwirken an dem Kulturfortschritt. Der Unglaube führt also nicht, wie die Frommen behaupten, zu der Maxime: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot“, sondern erhebt vielmehr die Gesinnung über den ordinären Materialismus und Egoismus in die edelste ethische Sphäre. —

## Kleines feuilleton.

— Das Rheinische Kirschbaumsterben. Im „Prometheus“ lesen wir: Seit Anfang der neunziger Jahre wird am Rhein, südlich von Koblenz, in der Gegend von St. Goar, wo umfangreiche Kirschenzucht betrieben wird, ein großes Kirschbaumsterben beobachtet, das besonders stark in den Jahren 1898 und 1899 auftrat und Tausende von Kirschbäumen vernichtet hat; auch in Westfalen ist seit 1895 dieselbe Krankheit ständig beobachtet worden. Die Krankheit verläuft sehr rasch; es kommt vor, daß ein üppig wachsender Baum in drei Wochen völlig abstirbt, oder daß ein Baum seine Früchte reift und zwei Wochen später rot und tot ist. Allerdings

sind dies Ausnahmefälle. Auffallend ist, daß nur die schönsten und gesundesten, glatten, besten und kraftstrotzenden Bäume von der Krankheit heimgesucht werden. Dieselbe äußert sich auf verschiedene Weise. Im Frühjahr ergießt sich vor dem Aufbrechen aus den dick-schwellenden Knospen tropfenweise ein dünnflüssiger Saft, der zur Erde fällt. Die schönsten und üppigsten Knospenbündel tropfen aus, treiben weder Blätter noch Blüten und sterben ab. In den Zweigen und Nisten oder auch am Stamm tritt Gummißfluß auf, worauf dann die betreffenden Teile vollständig ersterben, oder es stirbt auch der ganze Baum ab. Die Krankheit verrät sich durch Wilben und Nottwerden der Blätter an einzelnen Zweigen oder Nisten oder an der ganzen Krone. Sucht man dann an diesen Stellen nach, so findet man gewöhnlich Gummißfluß bereits ausgebildet oder im Entstehen begriffen, oder Frostplatten mit abgestorbenen Rindenteilen oder Rindenrisse und geplante Rinde.

Die verschiedenen Beobachter haben die Krankheit sehr verschiedene Ursachen zugeschrieben. A. B. Frank nimmt einen kleinen Kernpilz (Cytospora rubescens), der aus der Rinde der abgestorbenen Zweige hervorbricht, R. Goethe Frühjahrsfröste, P. Soxauer Gummißfluß infolge von Frosteinwirkung, Labonté Kulturfehler und insbesondere Bodenmüdigkeit für Kirschbäume als Ursache an. Aberhold findet als Veranlasser den bereits von Frank bezeichneten Pilz, der aber nur in Rindenbeschädigungen eindringen kann, welche durch Spätfröste des Frühlings und andere Bitterungseinflüsse, u. a. wahrscheinlich auch durch Sonnenbrand verursacht werden. Wenn im zeitigen Frühjahr, im Februar, März und April an warmen Tagen die Stämme an der Südseite um 10 Grad höher erwärmt werden als an der Nordseite, so daß sich die Gewebe an der Südseite frühzeitig mit Säften füllen, so bringt der geringste Frost die Gewebe zum Zerreißen, und es tritt Säftitodung ein, also eine Störung der Wasser- und Nährstoffversorgung des Baumes gerade zu der Zeit, da er am meisten Feuchtigkeit bedarf. Die Folge davon ist dann der Gummißfluß. Da die gesundesten Bäume im Frühjahr auch am frühesten treiben, sind sie der Frostgefahr am meisten ausgesetzt und erliegen somit der Krankheit am ehesten. Deshalb neigt A. von der Wühlen, welcher die Krankheit seit 1895 in Westfalen verfolgt hat, zu der Ansicht, daß der genannte Pilz nicht die Ursache, sondern sein Auftreten eine Folge der Kirschbaumkrankheit sei, was nicht ausschließt, daß er den Verlauf derselben und das Absterben beschleunigt. Durch künstliche Infektion mit den Cytospora-Sporen vermag man allerdings gleichfalls Gummißfluß und das Absterben eines Seitenzweiges unter Herborbrechen der Cytospora-Polster hervorzurufen. Auf Grund dieser Beobachtung widerlegt Aberhold denn auch die angeführten entgegenstehenden Ansichten der Krankheitsursache und andere Möglichkeiten, z. B. Bakterien, andere Pilzarten, Fraß des Obstbaumsplintkäfers, Wurzelfestranungen.

Zur Bekämpfung des Kirschbaumsterbens empfiehlt sich einerseits das Aufgeben der frühen Kirschborten, andererseits das möglichst frühzeitige Entfernen und Verbrennen der toten und kranken Zweige, Äste und stärker befallenen Bäume. Alles Kranke muß mit scharfem Messer bis auf gesunde Holz ausgeschnitten, die Wunden mit halbverdünnter Essigsäure ausgereinigt und mit einer Leinwandkompressen mit dieser Essigsäure verbunden werden. Nach einigen Tagen sind die Wunden mit Kuhfladen und Lehm die auszusammieren, von anderer Seite wird auch Leer zu demselben Zweck empfohlen. Eigentümlich ist, daß ein von der Krankheit sehr stark befallener Baum, nachdem er von den kranken Teilen befreit wurde, wieder völlig gesund ist; der kahle Stamm treibt wieder aus und kann dann gepflanzt werden. Es folgt daraus, daß das Kirschbaumsterben mit der Wurzel- und Bodenmüdigkeit nicht in Beziehung gebracht werden kann, sondern daß die Krankheit — nur äußerlich auftretend — von außen an den Baum herantritt, sei es nun durch Frosteinwirkung oder den Cytospora-Pilz. In neuester Zeit ist die Krankheit auch bereits in Schlesien und im Altenlande an der Unterelbe aufgetreten. —

## Musik.

Romische Oper. „Der Gaukler unserer lieben Frau.“ Das Mittelalter besaß innerhalb der Musik eine eigentümliche Scheidung zwischen einer höheren und einer niederen Kunst, eine Scheidung, von der sich Spuren noch heute finden, etwa dort, wo man den „Tontünfler“ vom „Musiker“ unterscheidet. Die Instrumentalmusik stand dabei vorwiegend auf der unteren Stufe; wohl nur die Orgel gehörte zur höheren. Ungefähr umgekehrt war es mit der Vokalmusik: sie bedeutete vornehmlich die höhere Musik und war in der niedrigeren hauptsächlich durch die Gassenlieder oder dergleichen vertreten. Jene höhere Schicht wurde vorwiegend von der kirchlichen Tonkunst gebildet, während die niedrigeren Schicht den fahrenden Leuten verblieb, die unter verschiedenen Namen, wie Gaukler, Jongleur, Spielleute usw. bekannt und nicht gerade wohl angesehen waren. Poesie und Gesang der Troubadour, der Minnesänger und dergleichen mehr war dem Wesen nach höhere Kunst. Doch hielt sich ein solcher vornehmer Sänger gern einen zu jener unteren Schicht gehörenden Assistenten, der ihm mehr oder weniger von seiner Leistung abnahm. Der Blondel des Richard Löwenherz ist ein allbekanntes Beispiel dafür.

Eine der rührendsten mittelalterlichen Sagen baut sich auf jene untergeordnete Stellung des Gauklers auf und benützt außerdem das spezifisch kirchliche Bewußtsein von der Milde der Jungfrau Maria gegenüber der Strenge der männlichen Vertreter der Kirche, also die späterhin scharfer herausgearbeitete Heberzeugung, daß der leichteste Weg zu Gott durch seine Mutter führt. Dieses

Stoffes hat sich nun vor einigen Jahren ein französischer Komponist bemächtigt, den man, mit einem beträchtlichen Abstand, als einen zweiten Saint-Saëns bezeichnen könnte: J. Massenet (geboren 1842). Er beherrscht, wie es in Paris wohl bis zu den einfachsten Operettenkomponisten hinab üblich zu sein scheint, die strenge Tradition musikalischen Könnens, einschließlich alter Formen. Wir kennen ihn hier in Berlin von seiner Oper „Manon“ und von seinem Oratorium „Maria Magdalena“, ohne daß wir von beiden Werken ein besonderes Entzücken davongetragen hätten. „Der Gaukler unserer lieben Frau“ wurde, wenn wir nicht irren, zuerst in Monte Carlo 1902 aufgeführt. Die Bezeichnung der dramatischen Spezies ist diesmal: „Märchen in drei Akten“; die Dichtung stammt von Maurice Léna. Jean, der Gaukler, wird vor der Abtei Cluny von dem Volke verspottet und schließlich als Frater in das Kloster aufgenommen. Der Abstand seiner geringen Bildung und seiner Interessen von denen der Klosterbrüder geht ihm sehr zu Herzen. Einmal reißt es ihn fort, der Mutter Gottes seine alten Lieder vorzusingen und seine Tänze darzubringen. Natürlich wird er von den übrigen belauscht. Doch wie sie sich auf den Frevler stürzen wollen, erglüht das Marienbild und spendet ihm, dem nunmehr Verklärten und Verehrten, seinen Segen.

Man sieht, es handelt sich nicht nur um ein Thema, sondern auch um eine Denkweise aus einer Kulturschicht, mit der wir in unseren Gegenden und zumal im nördlichen Teile der Friedrichstraße schwer etwas anfangen können. Freund wie Feind jener Weltanschauung können von der Hereinziehung eines solchen Stückes Welt in die unserige recht unangenehm berührt sein, und das eigentliche Mißfallen stellt sich hier schwerlich ein.

Daß Direktor Gregor von der „Komischen Oper“ gerade dieses Stück als die zweite Darbietung des neuen Unternehmens ausgewählt hat, scheint uns schon aus diesen Gründen ein Mißgriff zu sein. Man wird vielleicht antworten, daß nichts Besseres zur Verfügung steht. Ebenso gut aber, wie man diesen Versuch machen konnte, der vielleicht übel ausgehen wird, konnte man das Wagnis auf einen der deutschen Komponisten richten, die bisher nur erst in engeren Kreisen angesehen sind. Wir denken hier weniger an Hans Pfitzner, als an Josef Keiter, dessen Erfolge in Wien und in Dessau bemerkenswert sind, und an Robert Erben, der in Prag Glück gehabt hat. Zu den Zweifeln, mit denen wir den neuen Griff des Direktors vom Weidendam aufzunehmen müssen, kommt nun noch der ziemlich geringe Wert der Musik hinzu. Sie ist vornehm gehalten, verfügt über eine reichliche kompositorische Virtuosität, besißt manche freundliche Lieblichkeiten im einzelnen, ist aber nicht nur im ganzen ohne Schwung, sondern auch auf weite Strecken hin (namentlich in dem ohnehin stillestehenden zweiten Akt) geradezu langweilig.

Einen entgegengekehrten Eindruck machte uns die gestrige Aufführung. Direktor Gregor hat, was gegenüber den gewöhnlichen Zuständen ganz besonders auffällt, sehr gute Tendere. Diesmal war es ein früherer, ich glaube auch in Berlin bekannter, Operettentenor, Julius Spielmann, der sich uns als ein heroischer Tenor von allererstem Range erwies. Daß seine Stimme in der Höhe manchmal versagt, geht vielleicht auf augenblickliche Störungen, vielleicht auch darauf zurück, daß bei der Konzentrierung alles Interesses auf die Charakteristik der Belcanto vernachlässigt wird. Die dramatische Gestaltung des armen hüßlosen Jungen war geradezu ausgezeichnet. Rein stimmlich konnte immerhin Ludwig Mantler in der heiteren Rolle eines Bruders Küchenmeisters noch mehr Freude machen. Unter den übrigen Sängern möchten wir Julius Minger und namentlich Willi Buerß rühmend hervorheben. Den Darsteller des Dichters unter den Mönchen jedoch können wir wegen seines Vergreifens der Rolle nur entschieden bedauern. Wenn aus einem mittelalterlichen Klosterdichter ein verrückter Heberdretler eines sezessionsistischen Cafehauses gemacht wird, so ist dies mindestens wiederum ein Zeichen dafür, daß das Stück nicht herpaßt. Die Frauenstimmen treten diesmal sehr zurück, doch sei Meta Walker in der mimisch nicht leichten Rolle der Mutter Gottes hervorgehoben. Die Künstler der Dekorationen und der Kostüme waren Karl Walser und Professor Leiser. Beides wiederum sehr beachtenswert; über die historische Genauigkeit müßte man sich allerdings noch näher aussprechen. Orchester und Chor hatten wieder einen bedeutenden Anteil an der trefflichen Gesamthaltung aller Beteiligten.

Unser zweiter Besuch in diesem Theatergebäude läßt uns nun die rasch und provisorisch gemachte Kritik von neulich ergänzen. Die Akustik schien uns jetzt besser. Ueber die verunglückte Architektur haben wir nichts hinzuzufügen, als daß wir nun auch die rückwärtigen Teile des Parketts unter dem weit vorspringenden Balkon für verunglückt halten müssen. Man sieht die Bühne schlecht und hat nicht einmal im Zwischenakt oder vorher genügend Licht. Dazu noch der verspätete Anfang, die übermäßig langen Zwischenakte und die geringe Festigkeit der Parquetts. Es ist in diesem Haus ersichtlich so ungemein viel aufgewendet worden, um die Theaterbedürfnisse in einer ganz eigenen Weise zu befriedigen, daß man es zum Teil ungünstiger hat als in älteren Häusern. Die Bühne liegt gegenüber dem Parkett sehr hoch, ist also von ihm aus schwer zu übersehen. Und damit verbindet sich zum Schluß noch der Umstand, daß die Regie etwas

gar viel tut, um die Situation auf der Bühne recht anschaulich zu machen: vor lauter Anschaulichkeit sieht man manchmal eigentlich nichts. —

**Medizinisches.**

hr. Berufskrankheiten durch Nervenstörungen. Die fortschreitende Gewerbehygiene schenkt heute manchen beruflichen Störungen Beachtung, die früher wenig bekannt und gewürdigt wurden. So ergibt sich, daß Berufskrankheiten durch nervöse Störungen bei vielen Arbeiterkategorien gar nicht so selten sind, und zahlreiche, interessante Fälle sind in letzter Zeit berichtet und beschrieben worden. Es erhebt sich daraus, daß überanstrengte Nerven- und Muskelpartien meist entzündet werden und in einen langwierigen, oft schwer heilbaren oder gar unheilbaren Krankheitszustand verfallen. Meist werden die oberen Gliedmaßen betroffen. So waren bei einem Müller die Muskeln und Nerven des Halses, des Nackens, der Schulter und des Rückens infolge des Tragens schwerer Speiseplatten erkrankt. In der Tübinger Klinik wurde ein Mann behandelt, der infolge des fortgesetzten Tragens von jungen Bäumen über der Schulter eine Arm- und Schulterlähmung davontrug; durch Ruhe und Galvanisation wurde jedoch Heilung in wenigen Wochen erzielt. Ganz besonders machen sich die krankhaften Störungen naturgemäß an den Händen geltend. So wurde in der Pariser Gesellschaft für Nervenheilkunde kürzlich ein Kutscher vorgestellt, ein 54 jähriger Mann, der, gezwungen, die Zügel jahrelang viele Stunden täglich mit den Händen festzuhalten, eine Schwellung beider Hände aufwies. Dieselben schmerzten namentlich abends und nachts und zwangen den Mann, seinen Beruf aufzugeben. Eine Nervenentzündung wurde auch bei einer älteren Frau beobachtet, die seit 40 Jahren Zigarren wickelte. Bei dieser trat Krabbeln in den Fingern auf, und die Daumenballen magerten ab; dieselben Störungen zeigten sich bei einer Maschinennäherin, die mit schwer zu verarbeitendem Kunstleder hantierte. Ihre rechte Hand war geschwollen, die Muskeln derb und empfindlich, die Finger waren taub, schmerzten und waren in ihrer Empfindlichkeit herabgesetzt. Natürlich können unter Umständen auch die unteren Gliedmaßen erkranken, und Dr. Gurschmann beobachtete bei Arbeitern in knieender Stellung, bei Steinlopfern und Rübengebern, daß deren Unterschenkelnerven und Muskeln gelähmt wurden. Alle diese Störungen werden um so eher wieder geheilt, sie frühzeitiger erkannt werden, und der Erkrankte veranlaßt wird, seine Tätigkeit einzustellen. Nach einer neuen Theorie über die Entstehung mancher Berufskrankheiten beruhen diese darauf, daß bei starkem Gebrauch eine rasche Abnutzung der Nervensubstanz und ein unvollkommener Ersatz derselben stattfindet. —

**Humoristisches.**

— Er kennt sich aus. „Aber, Franzl, was wird Dein Papa sagen, wenn Du mit den zerrissenen und beschmutzten Kleidern heimkommst?“

„Das weiß ich schon! Er sagt: „Was wird die Mama sagen?“!“

— Im Eifer. Chef (der eine Todesanzeige erhält): „Na, die Frau kann froh sein, daß sie endlich den Liderrahn und Säuser los ist! . . . (Zum Kommiss) Drücken Sie ihr 'mal unser herzlichstes Beileid aus, Müller!“

— Ländlich. „Sagen Sie, Frau Wirtin, wann ist denn bei Ihnen Table-d'hôte?“

„Da brauchen S' nur aufpassen, wann 's Vieh g'füttert wird — a' halbe Stund' später is Tabl-dot!“

(„Fliegende Blätter.“)

**Notizen.**

— Direktor Reinhardt hat das „Deutsche Theater“ angekauft. —

— Im „Kleinen Theater“ wird die Aufführung einer neuen, dreiaktigen Tragikomödie „Ein Feiertag“ von Richard Kellingner vorbereitet. Das Stück soll schon Ende der nächsten Woche in Szene gehen. —

— Nach Schnitzlers „Zwischenpiel“ kommt im Lessingtheater die dreiaktige Komödie „Nat Schrimpf“ von Max Burckhardt zur Aufführung. —

— Das Schiller-Theater O. versucht es einmal mit einem neuen Stück. Für den 2. Dezember hat es die Uraufführung des vieraktigen Dramas „Wanjuschins Kinder“ von S. Maidjonow angesetzt. —

— Der Münchener Komponist Wilhelm Maufe hat eine dreiaktige Oper „Der Taugenichts“ vollendet. Das Libretto ist nach Eichendorffs „Aus dem Leben eines Taugenichts“ gearbeitet. —

— Der schnell bekannt gewordene Bildhauer August Gudler ist dieser Tage in einem Dresdener Krankenhaus gestorben. Vor einigen Monaten war er als Lehrer an die Dresdener Kunstakademie berufen worden. —